

# Editorial

## Plagiate & unethische Autorenschaften



Aufmerksamkeit ist ein knappes Gut. Kurzfristig schenken wir sie großen Fälschungsskandalen – wie dem aktuellen „Klonskandal“ der Autorengruppe um *Hwang/Schatten*. Viele Jahrzehnte weigerten sich wissenschaftliche Institutionen, Fälschungs- und Plagiatsvorwürfen nachzugehen. Diese wurden oft als „persönliche Angelegenheit“ zwischen Bezichtigten und Aufdeckern heruntergespielt. Inzwischen werden zwar selbst anonyme Anzeigen ernst genommen. Doch die symbolische Verurteilung ausgewählter Sünder dient der Reinwaschung. Stereotyp wird die „Selbstreinigungskraft der Wissenschaft“ gelobt: Anonyme Insider-Infos und investigativer Journalismus – bei fast jeder Affäre im Spiel – werden zu Leistungen des Wissenschaftssystems umdeklariert – obwohl die Fälschungen anstandslos alle Begutachtungen passierten.

Bislang rettete man sich mit Immunisierungsstrategien, nach dem Rezept: Ist die Zahl der Skandale niedrig, oder blamieren sich bloß andere Fächer, lobt man das eigene Journal- und Gutachterwesen. Treten die Skandale auch im eigenen Fach auf, erfolgt ein 180-Grad-Schwenk: Aufdeckung von Fehlverhalten sei keine Aufgabe von Herausgebern und Referees, sondern *Qualitätssicherung*. Doch sind nicht Minimal Kriterien für wissenschaftliche Qualität diese: nicht gefälscht/erfunden/abgeschrieben zu sein? Noch nie wurde das Versagen der Gutachter und Herausgeber medial so unverblümt kritisiert wie beim aktuellen Klonskandal. Einige Medizinjournalen haben inzwischen einer Überprüfung ihres Peer-Review-Verfahrens zugestimmt.

Die in Intervallen aufbrausende Empörung über große Skandale führt dazu, die „mittleren“ Sünden des Wissenschaftsalltags zu übersehen: Plagiate und unethische Autorenschaften. Ihre Verfolgung gilt als kleinlich. Gerade zu diesen „mittelschweren“ Formen wissenschaftlichen Fehlverhaltens veranstalteten wir im April 2005 an der Johannes Kepler Universität Linz in Österreich das Symposium „*copy, shake, paste – Plagiate & unethische Autorenschaften in Wissenschaft & Literatur*“. Geladen waren Betrugsforscher und Betroffene. Einen Großteil ihrer Vorträge finden Sie in diesem Heft.<sup>1</sup>

Der Salzburger Journalist und Medienwissenschaftler Stefan Weber hat sich engagiert um die Verfolgung seiner Plagiate geküm-

mert. Zur Zeit recherchiert er seinen vierten (!) Fall. *Warum immer Weber?* Inspiriert vom französischen Kommunikationsphilosophen Michel Serres<sup>2</sup> einige Erklärungsvorschläge:

■ Statusniedrige Autoren ohne institutionelle Rückendeckung sind eher plagiatsgefährdet. Dem freiberuflichen Autor mangelt es meist an einem üppigen Konto für Literatur, Datenbanken und Anwaltskosten. Geringe Leserschaften der Originale minimieren Risiken zufälliger Plagiatsentdeckung. Kommt es doch zu Konflikten, wird zu Protokoll gegeben: „Autor X ist gänzlich unbekannt, er kann daher gar nicht plagiiert werden“ – eine neue Variante des „Matthäus-Effekts“ (Robert K. Merton, nach dem Gleichnis vom anvertrauten Gelde im Evangelium nach Matthäus): „Denn jene die haben, denen wird gegeben werden; jene die nichts haben, wird sogar das noch genommen werden.“

■ Ideal für Plagiatszwecke sind Theorien und Methoden, die sich nicht im ‚Main Stream‘ befinden – wie auch die von Weber bevorzugten „konstruktivistischen“ und „nondualistischen“ erkenntnistheoretischen Ansätze. Sie sind nicht allzu vielen Lesern geläufig, das verringert das Risiko der Plagiatsaufdeckung.

■ Transdisziplinär brauchbar sollten die Plagiatsvorlagen aber sein. Schon Jean Piaget riet seinen Schülern, nicht im Fachgebiet, sondern „drum herum“ zu lesen.<sup>3</sup> Schein-Originalität erreicht man leicht per Konzept-Import aus möglichst entlegenen Fächern. Solche Anleihen gehorchen Moden und ebbent meist schnell wieder ab (man denke an den Chaostheorie-Boom).

■ Radikale Konstruktivisten (ich übertreibe etwas) leugnen das Vorhandensein einer objektiven Realität ohnehin – all unser Wahrnehmen sei bloß unser eigenes Hirnkino. Das mag die Bereitschaft unbedarfter Anhänger zum Plagiat fördern. Meldet sich ein Plagiiertes, kann man ihm (Watzlawick paraphrasierend) entgegen: „Sie haben Probleme mit meinem Text? Das soll ein Plagiat sein? Das konstruieren Sie!“

Was hat das alles mit Informationswissenschaft und Informationspraxis zu tun? Als jahrzehntelanges DGI-Mitglied und als früherer Info-Broker kann ich versichern: Sehr

viel. Herausgeber wie Gutachter versagen so häufig, weil sie altertümlich-handwerklich vorgehen, mit Papier und Rotstift, ohne Recherchen in Datenbanken und Suchmaschinen. Die Daten-

bankfunktion „related documents“ zum Nachweis von Dokumenten mit ähnlicher Zitat-Struktur ist sogar unter Plagiatsforschern eher unbekannt.

Ich behaupte: Die *Papierform* wissenschaftlicher Bücher und Journale (letztere sind Kinder der Postkutschenära: Wozu sollten wir in der digitalen Ära kaum zusammengehörige Papiere zu Bündeln schnüren?) erschwert die Aufdeckung von Fälschungen sowie Text- und Bildplagiaten. Digitale wissenschaftliche Kommunikation hingegen würde den sekundenschnellen Nachweis aller ähnlichen Texte, Formeln, Kurven und Bilder ermöglichen. Alle Veröffentlichungen wären per Suchmaschinen bzw. Datenbanken zugänglich – inkl. Tabellen, Kurven, Bildern in hoher Auflösung als Extradateien (sollte sich „Open Access“ nicht durchsetzen, könnte ihr Volltextaufruf kostenpflichtig bleiben).

Die Informationsberufe sind also gefragt, ihre Kompetenzen einzubringen – vor allem in Promotionsstudiengänge, in reflexiver Verbindung mit Wissenschaftstheorie, -ethik und -forschung. Wissenschaftliches Fehlverhalten würde so mittelfristig (auch moralisch) ‚kostspieliger‘ werden. Zusammen mit geänderten Evaluationskriterien (Quantität und Impact nicht mehr als höchste Werte) bestünde eine Chance, unethische Publikationspraktiken einzudämmen.

Als Gastherausgeber dieses Heftes lade ich alle Leserinnen und Leser dazu ein, uns ihre Kritik zukommen zu lassen.

Gerhard Fröhlich

- 1 Ein literaturtheoretischer Vortrag wurde andersorts veröffentlicht: Marietta Böning (2005): Zwischen Freiheit der Kunst und Urheberrechtsverletzung – Wenn der Intertextualitätsbegriff zum Plagiierten missbraucht wird. <http://ejournal.thing.at/essay/gruebel.html> Printversion: Österreich in Geschichte und Literatur (ÖGL) 50 (3), 2006.
- 2 Serres, Michel (1987): Der Parasit. Ffm.; ders. (1991-1994): Hermes I – V. Ffm.
- 3 Piaget, Jean (1974): Weisheit und Illusionen der Philosophie. Ffm. (Orig. 1965)